

**CHARLES BAUDELAIRE'S
WERKE**

IN DEUTSCHER AUSGABE

VON

MAX BRUNS

*

DER ZWEITE BAND

DIE KÜNSTLICHEN PARADIESE
(OPIUM UND HASCHISCH)



MINDEN IN WESTF.
IM VERLAGE VON J. C. C. BRUNS

CHARLES BAUDELAIRE

DIE

KÜNSTLICHEN PARADIESE

(OPIUM UND HASCHISCH)

*

ÜBERSETZT VON MAX BRUNS

ALS DER ZWEITE BAND VON

CHARLES BAUDELAIRE'S WERKEN IN DEUTSCHER AUSGABE



[1881]

MINDEN IN WESTF.
IM VERLAGE VON J. C. C. BRUNS

Dr. Carl Sieckmann
meinem Schwager und Freunde

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

Einleitung

Alle Litteratur, die sich nicht entschliesst, zwischen
Wissenschaft und Philosophie zu marschieren, ist eine
mensen- und selbstmörderische Litteratur.

(Baudelaire.)

Von Baudelaires Lebensgange hab' ich bereits im ersten Bande dieser Ausgabe eine knappe Skizze entworfen. Vieles aber, was ich über unseren Dichter noch vorzubringen hatte, hab' ich dort unterdrückt: Ich empfand es als Nothwendigkeit, mich über Baudelaires Wesen und Natur mit denen auseinanderzusetzen, die trotz äusserst mangelhafter Vorbildung an dieses Thema sich herangewagt und dabei Verunglimpfungen des Dichters unters Publikum gebracht haben, die auf irri- gen Voraussetzungen — wenn nicht auf Schlimmerem — basieren. Diese Darlegung des Baudelaire'schen Wesens hätte ich also nicht völlig freihalten können von Polemik, und schon das war mir Grund genug, in jenem Bande darauf zu verzichten: Es wäre mir wie ein Vergehen am Geiste der Kunst und wie eine direkte Beleidigung des Dichters, seine schönsten, zartesten Träume mit einer Polemik gegen plumpe Alltagsgeister unter einer Decke zu ver- einigen. Im vorliegenden Bande handelt sich's dagegen von vornherein um ein Werk der Wissenschaft, und die „Künstlichen Paradiese“ sind auch noch um des- willen geeignet, durch eine Auseinandersetzung über die Natur ihres Verfassers eingeleitet zu werden, weil

die Verleumder Baudelaires zum Teil gerade auf diesen Band sich stützen zu können vermeinten. Mögen also die dort unterdrückten Betrachtungen hier ihre Stelle finden.

Wenn man einen toten Dichter durch eine Sammelausgabe seiner Werke seinen Nachfahren wieder naberrücken möchte, so wird man sich einiger einleitender Worte kaum enthalten dürfen. Solche „Einleitung“ kann zwei verschiedene Wege einschlagen: sie kann versuchen, den „modernen“ Leser zurückzusetzen in jene literarische Periode, welcher der Dichter angehört; sie könnte aber auch den Versuch machen, den Dichter gewissermassen in die Zeit seiner Nachfahren einzuführen. Es wäre das ganz davon abhängig zu machen, ob der Dichter im Grunde für seine Zeit oder aber für die Nachwelt gelebt und gewirkt hat.

Man nennt Charles Baudelaire wohl als Haupt der literarischen Schule, deren Glieder sich den Namen der „Parnassiens“ gaben. Dennoch liegt mir's ferne, durch einen Vortrag über diese „Parnassiens“ meinen Leser zu langweilen. Die „Schule“, der Baudelaire angehört, ist die der genialen Künstlererscheinungen, deren Eigenart sich nur durch Betrachtung der Einzelpersonlichkeit selber erfassen lässt. Baudelaire hat eben niemals im Sinne einer „Schule“, sondern stets nur im Geiste der Kunst gewirkt — „Kunst“ hier im erhabensten Sinne verstanden.*) Mag man doch seine Auffassung vom Wesen des dichterischen Schaffens, vom Prinzip der Poesie, hier gleich aus seinen eigenen Worten kennen lernen:

„Der unersättliche Durst nach allem, was jenseits der Hüllen dieses Lebens liegt, ist der lebendigste Beweis für unsere Unsterblichkeit —: Wenn ein vollendet schönes Gedicht die Augen von Thränen über-

*) Er selber sagt von sich: „Ich habe keinen Ehrgeiz im Sinne der Leute meines Jahrhunderts. Doch hab' ich einigen Ehrgeiz in einem höheren Sinne, den die Leute der Jetztzeit nicht verstehen können.“

quellen macht, so beweisen diese Thränen nicht einen Ausbruch von Wonne, vielmehr sind sie die Zeugen einer verirrtten Melancholie, einer Forderung der Nerven, einer Natur, die in das Land des Unvollkommenen hinausgestossen ist und die im Augenblicke sogar auf dieser Erde hier eines offenbar gewordenen Paradieses sich bemächtigen möchte. So ist denn recht und schlecht das Prinzip der Poesie das menschliche Streben nach einer höheren Schönheit.“*)

Solche inbrünstigen Schönheitsucher, die stets von der Sehnsucht nach dem Vollkommenen gefoltert werden, können schlechterdings in ihrer Zeit kein Genügen finden; denn die Zeit ist das Beschränkte, Unvollkommene; sie bietet ein Bild der ruhelosen Unausgeglichenheit, und der feine Künstlergeist muss sich täglich von tausend Unzulänglichkeiten zurückgestossen fühlen: denn in diesem Ocean von aufwärts ringendem Leben ist der Höchste, verhältnismässig Vollendetste immer noch der Künstler selber.

Es erscheint mir nötig, auf diesen Satz hier etwas näher einzugehen: er schliesst die Auffassung von der Menschheitsentwicklung ein, die mir auch für die Beurteilung Baudelaires einzig als massgeblich erscheinen kann. Auch würde diese Frage ohnehin später nicht zu umgehen sein. Und schliesslich soll uns diese Abhandlung helfen, die wenigen Beurteilungen des Dichters seitens eines deutschen „Litteraten“ und zweier — Mediziner zu widerlegen, die mir beim Suchen nach Material über Baudelaire aufgestossen sind. Es war weissgott ein trauriges Resultat!

Es ist zwar eine nicht mehr ganz neue Weisheit, das *Нэвѣдѣніе* — dennoch giebt es aber viele sogenannte gebildete Leute, die dieses Spruches Konsequenzen zu ziehen unvermögend sind. Sogar Leute, die sich

*) Charles Asselineau, der Biograph unseres Dichters, charakterisiert ihn treffend in zwei Worten: „Le but pour Baudelaire, c'était le Beau!“

berufen wähen, über Thatsachen der Kulturgeschichte ein Urteil abzugeben, gehören zu diesen „sogenannt“ Gebildeten.

Sobald ein Litteraturgeschichtler sich nicht mit blosser Thatsachenaufzählung begnügen, sobald er auch nur über eine einzige Erscheinung auch nur ein einziges Urteil fällen will, muss er sich und dem Leser zuvor eine feste Basis schaffen: er muss eine bestimmte Lebensauffassung begründen. Die beste und wertvollste wird stets die sein, welche die weiteste Spannkraft hat, d. h.: welche unter einem einheitlichen Gesichtspunkte das gesamte Geistesleben der Menschheit — Kunst, Religion und Philosophie — begreift. Denn nach einer der „Gegenwart“ entnommenen „Norm“ darf vernünftigerweise nicht geurteilt werden —: Was ist „Gegenwart“? Der mathematische Punkt: ein in der That nicht Erfassbares. Und was ist „Norm“? Der Gegenwartszustand?? — Oder sollte der Litterarhistoriker nach seinem persönlichen „Empfinden“ urteilen dürfen? Welche ungeheuerliche Anmassung —: Jede kritische Fähigkeit, die aus verständnisvollem, durchdachtem Studium der Kulturgeschichte gewonnen wird, ist null und nichtig gegenüber dem „persönlichen Empfinden“ eines Menschen: gegenüber dem Produkt gott-weiss-welcher Zeugungsmischungen, Erziehung- und Milieu-Einflüsse und einer Unzahl zufälliger Suggestionen! Traurig, dass es Werke giebt, deren Autoren in solch unvernünftiger, beschränkter Art die Erscheinungen der Kulturgeschichte „beurteilen“; aber trauriger noch, dass gerade aus diesen Büchern die gedankenlose Menge sich ihr „Urteil“ schöpft! Ich muss also notwendig hier zunächst, um eine Grundlage für die Wertung Baudelaires zu schaffen, einen Blick auf die gesamte Biologie des menschlichen Geisteslebens werfen; will mich jedoch sehr kurz fassen. Die Organe der Lebenswahrnehmung sind die „Sinne“. Das Gesamtergebnis ihrer Thätigkeiten ist eine Häufung von Erfahrungsthatfachen im Gehirn als der Centrale

der Sinnesorgane, in welcher jene Wahrnehmungen dem Individuum erst „bewusst“ werden. Mit diesem „Bewusstsein“ beginnt ein höheres organisches Leben.

Die nächste Steigerung besteht in der Reproduktion jener Erfahrungsthatfachen im Gehirn: in der Bethätigung von „Gedächtnis“.

Die Vereinigung von Bewusstsein und Gedächtnis bildet den „Verstand“.

Herr all dieser Kräfte und Fähigkeiten ist der Instinkt zum Leben, welchen man als einen unbewussten „Willen“ vielleicht bezeichnen darf. — Das Tier gebraucht also beständig seine Sinne im Dienste des Verstandes und den Verstand im Dienste des Instinkts zum Leben, d. i. zur Selbst- und Art-erhaltung, ohne es zu wissen.

Es vergeht eine ungeheure Spanne Zeit, ehe ihm die stete Wiederholung all dieser Vorgänge seines Seelenlebens auch die Erfahrungsthatfache schliesslich vermittelt, dass es seine seelischen Kräfte zur Selbst- und Art-erhaltung benutzt. In diesem Moment setzt die „Vernunft“ ein: das „Sinnen“ vervollkommnet sich zum „Denken“, die Erfahrung zur Erkenntnis, die Seele zum Geist, der Instinkt zum bewussten Willen. Hier vollzieht sich die Genesis des Menschen, des „homo sapiens“. Sie vollzieht sich noch in der Gegenwart, hat sich an der grossen Mehrzahl des sogenannten „homo sapiens“ überhaupt noch nicht oder doch nur äusserst kümmerlich vollzogen: so ungeheuer mühselig und langwierig ist dieser „Moment“.

Übersehen wir nun den eben skizzierten Entwicklungsgang, so werden wir gewahr, dass alles hindrängt auf die Geburt des Geistes.* Es scheint, als wolle in

* Vgl. Emersons diktatorisch gefassten Ausspruch: „Auch die Veredlung ist Verhängnis. Keine Darstellung des Weltalls kann irgend eine Spur von Richtigkeit haben, die nicht seine emporstrebende Entwicklung zugeibt. Die Tendenz des Ganzen geht nach dem Vollkommenen.“ („Lebensführung.“ [Minden, J. C. C. Bruns.])

diesen ungeheuren Entwicklungskrämpfen die Materie sich vergeistigen. Schon heute — unter ‚heute‘ verstehe ich, entsprechend der Währungsdauer des besprochenen ‚Moments‘, die vier bis fünf letzten Jahrtausende der Entwicklung — schon heute giebt es Menschen, deren ganzes Gefühls- und Gedankenleben vergeistigt, deren Körper gleichsam nur noch das Gralsgefäss des Geistes ist. Diese sind es, die mir als die unter dieser Lebensauffassung betrachtet — die Künstler der Vollkommenheit am nächsten.

Da nun der Querschnitt der Menschheit, wie gesagt, noch weit entfernt ist von Vergeistigung, *) so stehen diese Künstler ausserhalb der Menschenmenge **); und ob sie nun dem achtzehnten oder dem neunzehnten Jahrhundert angehören mögen: man wird leicht einsehen, dass das keinen Unterschied machen wird —: Wenn in der Geschichte der Geistesentwicklung ein paar Jahrtausende ein ‚Moment‘ sind, so ist's nur logisch, ein Jahrhundert sozusagen als ein Nichts anzusehen.

Und darum brauch' ich von den ‚Parnassiens‘ hier nichts zu sagen . . .

*

Ein noch völlig ungepflügetes Land zu bearbeiten, ist keine leichte, doch dafür eine interessante Arbeit. In dem Falle befinde ich mich hier nun nicht. Ich finde ein Publikum vor, dem immerhin der Name ‚Baudelaire‘ doch schon bekannt ist, das sogar eine gewisse Vorstellung mit diesem Namen verknüpft. Das ist nun

*) Ich möchte hier an Ernst Haeckels trefflichen Ausspruch erinnern: „Die geistigen Unterschiede zwischen den niedersten Menschen und den höchsten Tieren sind viel geringer, als diejenigen zwischen den niedersten und den höchsten Menschen.“ („Natürl. Schöpfungsgeschichte“, XXX.)

**) „Le poète n'est d'aucun parti,“ sagt unser Dichter; „autrement il serait un homme comme les autres.“

sehr schlimm und wird mir zunächst einige garstige Arbeit machen: denn jene Vorstellungen sind zumeist lächerliche Vorurteile oder vielmehr — wie man mit Recht gesagt hat — Nach-urteile: ‚Urteile‘, die einsichtslos nachgesprochen werden. Und wem nachgesprochen? Wo fliessen die trüben Quellen solcher ‚Vorurteile‘?

Baudelaire steht über dem Querschnitt der Gesellschaft; dieser Querschnitt giebt die ‚Norm‘ an, das ‚Gesunde‘, ‚Natürliche‘; demgemäss ist er ‚abnorm‘, ‚ungesund‘, ‚unnatürlich‘. Jawohl! Mein Leser mag, wie ich selber, vielmehr diese ‚Logik‘ für unnatürlich, ungesund und abnorm halten, so können wir beide es aber doch nicht ändern, dass eben diese Logik die Werke diktiert, die das Vollkommene, Vorbildliche als etwas Rückständiges, Unbrauchbares abthun und dem Publikum ‚ausreden‘ möchten!

Es sind natürlich Mediziner, die dieses Themas als in ihr Fach einschlägig sich bemächtigen zu müssen glaubten. Ich werde ihnen hier scharf entgegenzutreten haben. Ist's aber nötig, vorher zu versichern, dass mich nicht etwa Missachtung der Wissenschaft, sondern gerade Achtung vor ihr zu dieser Stellungnahme veranlasst? Meine Ehrfurcht vor den Männern, die all ihre Kraft der Erforschung, Klärung und Durchleuchtung eines wissenschaftlichen Problems weihen, ist unbegrenzt, mögen sie nun als was immer wirken: ich fühle mich ihnen durch eine so tiefe Sympathie — im ursprünglichsten Sinne des Wortes — verbunden, dass ich mich mit ihnen ganz auf einer Seite weiss im Kampfe gegen Pseudowissenschaftler, die — oft mit unredlichen Mitteln — eine Breite des Wissens vorzuspiegeln suchen, um über die völlig mangelnde Tiefe, über die grenzenlose Flachheit ihrer ‚Arbeiten‘ hinwegzutäuschen.

Die spezielle ‚Sünde wider die Natur‘ — in diesen Ausdruck kleidet Herr Otto von Leixner sein Urteil über unseren Dichter —, die man Baudelaire zur Last

legt, heisst: Geruchsmonomanie; und so hat sich Herr Dr. Albert Hagen in seiner „Osmesiologie“ seiner denn besonders angenommen. Man findet in diesem Buche folgenden Satz über Baudelaire: „Er hat bekanntlich dem Opium- und Haschischgenuss begeisterte Loblieder gesungen, in den ‚Künstlichen Paradiesen‘, wie er überhaupt alles Künstliche dem Natürlichen vorzieht.“

Das ist nun eine Lüge! Man wird sehen, wie scharf Baudelaire dem Haschisch- und Opiumgenusse in den „Künstlichen Paradiesen“ entgegentritt. Herr Hagen kennt also das Buch gar nicht, von dem er so schamlos sich erfrecht, eine verleumderische Inhaltsangabe zu liefern. Das ist die rechte Art und Weise, das Publikum zu dúpieren —: Geht's nicht auf geraden, so geht's eben auf krummen Wegen; geht's nicht mit der Wahrheit, so geht's mit der Lüge. Der Fall ist leider typisch für gewisse Bücher, die neuerdings als Werke der Wissenschaft ihr Publikum zu finden scheinen, und zwar ein breiteres Publikum, als es sonst wissenschaftlichen Werken eigen zu sein pflegt.

So haben wir hier nun also von der ‚Anormalität‘ zu sprechen. Alle Medizinmänner, die dieses Thema behandeln — soweit mir ihre Bücher eben bekannt geworden sind — machen den Fehler, der mir für einen in den Wissenschaften erzogenen Geist geradezu ungeheuerlich erscheint: dass sie nur vom ‚Normalen‘ und vom ‚Anormalen‘ sprechen und das ‚Normale‘ mit dem ‚Physiologischen‘, das ‚Anormale‘ mit dem ‚Pathologischen‘, der ‚pathologischen Entartung‘ strikte identifizieren. Dass ‚anormal‘ sowohl die Rückbildung eines Organes ist — man könnte den Ausdruck ‚unter-normal‘ einführen — wie auch seine ungewöhnliche Differenzierung — hier würde ich sagen ‚über-normal‘ — wird dabei völlig ausser acht gelassen; die Plattfüsse eines durch Inzucht degenerierten hebräischen Viehhändlers und die Sinnesverfeinerungen eines Huysmans sind diesen medi-

zinischen Spezialitäten und Kapazitäten in gleicher Weise ‚Entartung‘. Bei Anwendung dieses Intelligenz-Standpunktes auf das Gebiet der Geruchsverfeinerungen kommt der erwähnte Doktor Hagen natürlich zu dem folgenden Ergebnis: „Die Parfümsymphonien, welche Fleury so phantastisch ans malt, wären, falls sie, wie in Huysmans' ‚A rebours‘, verwirklicht würden, der ungeheuerlichsten Rückschritt. Eine übermässige Kultur des Geruchssinnes bringt den Menschen auf die Erkenntnis- und Wahrnehmungsstufe der niederen Säugetiere zurück.“ Dem denkenden, wissenschaftlich gebildeten Geiste muss sich die völlige Unrichtigkeit dieses Ausspruches sofort aufdrängen. Hagen sagt drei Seiten zuvor: „Unser Vermögen zu spüren und zu wittern bleibt hinter jenem der Tiere stehen.“ Gewiss; ebenso sehr wie unser Vermögen, scharf und weit zu sehen und zu hören. Schärfer — im Sinne einer deutlichen Wahrnehmung in die Weite — wird stets der tierische (für uns: unternormale) Sinn sein; feiner aber, differenzierter — im Sinne einer minutiösen Unterscheidung von Wahrnehmungen in der Nähe — der menschliche. „Das Gebiet der persönlichen Ansichten hört hierbei ganz auf: es sprechen die phylogenetischen Thatsachen. Die Fortbewegung vom ‚Normalen‘ ist eben nicht immer eine retrogressive — das wäre dann die wirkliche ‚Entartung‘ —, sondern doch wohl mindestens ebenso oft auch eine progressive —: da handelt sich's dann um Weiterentwicklung, das ist — eine Grundthatsache der Entwicklungslehre! — Differenzierung: Vermehrung und Verfeinerung durch Teilung. (Vgl. z. B. die Furchung des Eis, die Vermehrung der Gehirnwindungen etc.) — Übrigens liesse sich Hagen in diesem Falle noch recht gut aus seinem eigenen Buche widerlegen: Er selbst führt an, wie ausserordentlich fein im alten Indien die Düfte des Weibes nach ihren Charakteren unterschieden worden seien; die alten Inder aber bezeichnet er nicht als entartet und vertiert. Warum nicht? Jeder Schul-

junge weiss, dass sie ein grosses Kulturvolk waren. Jeder Schuljunge — so gut wie Herr Doktor Hagen und mancher andere noch — weiss aber auch, dass der gegenwärtige Durchschnittseuropäer ein ganz hochbedeutsamer Kulturfaktor ist, und wenn Baudelaire und Huysmans — und wiederum andere von dieser Art des HOMO SAPIENS — der grossen Herde und ihren Treibern so ‚wider den Stachel löken‘, so werden sie eben als Kulturfeinde in den Bann gethan — wegen einer Geruchsfeinheit z. B., in der sie mit den alten Indern auf einer Stufe stehen, — während die alten Inder dessen-unschadet das grosse Kulturvolk bleiben —! Es lebe die Logik und — der Stumpsinn!

Was nun noch im besonderen Baudelaires ‚Liebe zur schwarzen Venus‘ angeht, so deutete schon Théophile Gautier an (vgl. die Einleitung des ersten Bandes), dass er sie von seiner orientalischen Reise mit heimgebracht haben werde. Wir wollen suchen, diese Vorliebe verstehen zu lernen —:

Ein junger, idealistischer Feuerkopf findet daheim im modernen Paris nur Widrigkeiten, wenn er mit feinen Sinnen das Getriebe des Grossstadtlebens aufnimmt. Plötzlich kommt er hinaus aus dieser Enge: die Essen qualmen nicht mehr; keine Maschine zerstampft das Lebensverlangen halb verkümmertes Arbeiterseelen; keine legalisierten Morallügen einer hohlköpfigen ‚guten Gesellschaft‘ verbittern ihn mehr —: der weite blaue Himmel des Südens breitet seine leuchtende Ruhe gross und strahlend über das erhabene Meer; wiegend pfeilt der Steamer durch die salzfrischen Kräuselkämme von Gischt und Schaum — und die See-luft schmeckt nach tausend Köstlichkeiten. Und am Horizonte erhebt sich die Scenerie der Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht‘, und in den Namen ‚Orient‘, ‚Indien‘, ‚Ganges‘, und im Namen der unvergänglichen Scheherezade drängen sich fernvertraute Heimlichkeiten dem Herzen wieder zu, die ihm Wundersames offenbaren

zu wollen scheinen. Das Land der Sehnsucht hat sich aufgethan: so scheint's der glühenden Inbrunst eines Dichters, dessen berauschte Sinne hier ein ewiges Fest der Schönheit feiern. Und wo sind jene armen, elenden Dirnen des Pariser Pflasters? Und wo die Weiber der ‚Gesellschaft‘ mit ihren geschmacklosen Drapierungen modeverhunzter Reize? Ursprünglichkeit ist hier, Frische, Gesundheit: das reine, starke, selbstverständliche Ausleben der Natur! — Von ihm soll dieser Dichter, der wie Apollo selber uns geschildert wird, sich abwenden —: um der ‚Normalität‘ der europäischen ‚Gelehrten‘ willen soll die Natürlichkeit sich hüten von dem natürlichen Empfinden —? Die Natur weiss nichts von der ‚Moral‘ der Europäer; und wenn die Europäer nichts wissen von der Moral der Natur, so müssen sie das eben mit sich selber abmachen. Und so hat die Natur des jungen Feuerkopfes — er war weisgott erst 20 Jahre alt; kein geschmackkorrumpierendes Lüstlingleben lag hinter ihm; und dass er etwa hereditär belastet gewesen sei, hat traun selbst nicht die Wissenschaft entdecken können — so hat seine Natur, üppig entfaltet unter dem glühenden Himmel der Tropen, wetteifernd mit der ‚abnorm‘ gedeihlichen Vegetation jener Lande, in denen einst das Paradies sich dehnte, geschwelgt in allem, was an Begeisterndem sich ihr nur bot.

Aber —!

Dies ‚Aber‘ führt uns nun bis tief in die Abgründe der Perversität hinein —: ‚Dem normalen Europäer ist der Verkehr mit der Schwarzen unerträglich‘ . . . sagt die Wissenschaft. Die Wissenschaft halte mir die Behauptung zu gute, dass es dann sehr wenige ‚normale Europäer‘ geben müsste, denn die Berichte aller Reisenden führen an, dass die Schwarze eine sehr gesuchte und geschätzte Konkubine ist für den — normalen Europäer. (Vgl. z. B. Plehn, ‚Die Kamerunküste‘ [Berlin, Hirschwald]; Castellani, ‚Das Weib am Kongo‘ [Minden, J. C. C. Bruns]).

Über wie ist's denn mit dem unleidlichen Körper-
h der Schwarzen, von dem die Wissenschaftler
wissen? Nicht eben sonderbar —: Ein Mensch,
ei individueller Neigung zu starker Sekretion in
heissen Klima seinen Körper mangelhaft oder
icht pflegt und rein hält, wird bald durch eine
enehme Ausdünstung auffallen — völlig einerlei,
eisser oder Schwarzer. Man darf aber einem
tisch feinsinnigen Jüngling ohne weiteres zutrauen,
er nicht von dem Triebe besessen gewesen sein
an scharfen, ätzenden Caprylgerüchen schmutziger
er sich zu betäuben. Hätte dennoch jemand Lust,
er erst noch zu disputieren, so verweise ich ihn
audelaires Dichtungen selber, welche den Duft der
rzen Venus feiern, weil er nach Muskat und nach
Tabak von Havanna schmeckt und weil er nach
— in einer überaus natürlichen Ideenverbindung!
ganze Scenerie der fernen Küsten: das weithin
nde Meer, — die frische, reine Seeluft, — die
e, die in fernen Häfen ihre hohen Masten wiegend
Vasser widerspiegeln, belebt von kräftigen Ma-
ngestalten, die in gesund-fröhlicher Lust ihre
men-schönen Lieder über die Fläche erschallen
n, — weil er dies prächtige Bild ihm wieder vor-
erückten Sinne führt. So steht es um des Dichters
ersität' und seine offenbare Verirrung des Geruchs-
'sicher' — Herr Hagen weiss es also! —
rang
Sahen wir nun also genugsam, dass solche Art
oren weder über eine gründliche wissenschaftliche
ng, noch — was die Litteratur angeht — über
windig vorgespiegelte Belesenheit verfügen, dass sie
nach über ihr Thema reden, wie der Neger vom
tpol, so können wir sie nun beiseite lassen als belang-
Schwätzer, die keinen Anspruch darauf haben, wissen-
ftlich ernst genommen zu werden.

Diese Wertung kann, wie auf Herrn Hagen, so
auch auf den Verfasser des Buches über den „Marquis
de Sade und seine Zeit“, Herrn Dr. Eugen Dühren,
angewendet werden. Beide Bücher sind nur dort einiger-
massen lesbar, wo sie Material zusammentragen, wenn
auch nur mit grosser Vorsicht lesbar, da sie das Ma-
terial nehmen, wo's ihnen in die Hände fällt, ohne es
selber nach Möglichkeit nachzuprüfen. Die Bücher sind
demnach in sich ungleichwertige Anekdotensammlungen
über geschlechtliche Kuriositäten — und daher auch
wohl ihr Erfolg!

Herr Dühren — ein noch weit unleidlicherer Moral-
schwätzer als Doktor Hagen — verbreitet über Baudelaire die Anekdote: Er hatte Liebesverhältnisse mit
hässlichen, widerwärtigen Personen, Negerinnen, Zwerg-
damen, Riesinnen. — Aber dieser Herr Dühren ist ein
vorsichtiger Mann: immer beruft er sich auf „Quellen“. In diesem Falle nennt er v. Krafft-Ebing als seinen
Gewährsmann. Es ist neuerdings eine ebenso wider-
wärtige, wie thörichte Unsitte der Mediziner, die ein
Gebiet behandeln, das nur dem höchsten wissenschaft-
lichen Ernst zugänglich sein sollte, leichtfertig ihre
Werke über sexuelle Abnormitäten mit Zitationen her-
vorrangender Männer zu spicken. Über die „Päderasten“
Michelangelo, Shakespeare, Friedrich d. Gr., Richard
Wagner stellt sich dann wie ein moralisches Genie die
platte geistige Impotenz der erbärmlichsten Philistrosität.
Ein ekelhafter Anblick! Krafft-Ebing hat in seiner
„Psychopathia sexualis“ ein Werk von wissenschaftlicher
Bedeutung geschrieben, abgefasst mit der Objektivität
des Forschers zum Zwecke einer Reformierung
der einschlägigen forensischen Bestimmungen, die denn
auch dringend der Reform bedürfen. Um so mehr ist es
zu bedauern, dass er in seinen „Neuen Forschungen“,
auf die Herr Dühren sich beruft, und die ich mir leider
nicht mehr zu beschaffen vermochte, seinen festen Boden
gleichfalls zu Gunsten jener Schreibweise verlassen zu

haben scheint. Sehr gern hätte ich erfahren, auf welche Gewährsmänner und unwiderleglichen Quellschriften v. Kraft-Ebing sich beruft. Denn schwer würde er sein wissenschaftliches Ansehen schädigen, wenn er sich nicht mit solchen vollkommen gedeckt hätte! Ich habe alle Quellschriften über Baudelaire mir beschafft: ich weiss nicht von einem Buche über ihn, das ich nicht besässe und studiert hätte, aber nirgend eine Andeutung von der in Rede stehenden Anormalität!

Und nun das Bedeutsamste an der ganzen Sache. Kein Gerücht wird völlig erfunden: etwas Wahres liegt ihm stets zu Grunde. Man weiss von Friedrich dem Grossen, dass er nach dreijähriger Ehe überhaupt nicht mehr bei seiner Gemahlin schlief*); wahrscheinlich haben ihn die Urninge also darum als wahrscheinlichen Frauenhasser für sich in Anspruch zu nehmen versucht. Die Gerüchte über Alexanders Urningtum stützen sich nach Moll auf Äusserungen Arrians. Ich habe jedoch im Arrian keine Silbe darüber aufzufinden vermocht. glaube aber, dass die masslose Trauer Alexanders beim Tode Hephästions (Arrian, Anabasis, VII, 14) genügt hat, die Urninge zu veranlassen, auch ihn zu den Ihrigen zu zählen. Und Baudelaire? Zwei Charakterzüge, die einander kompensieren, stechen an ihm hervor: Hass gegen den Bourgeois, der das Monopol zu haben meint auf Sittlichkeit und Unfehlbarkeit, und Liebe, innigste, mildherzigste Liebe zu allem, was arm, niedrig, verwaist und ‚enterbt‘ ist. Nichts stand ihm höher als die Schönheit, und darum hatte er mit niemandem mehr Mitleid als mit denen, die von der grausamen Natur aus dem Reiche dieser Göttin verstossen sind. Und darum liebte er die Armen — denn wieviel Schönheiten der Natur und der Kunst bleiben ihnen stets verschlossen! — und darum die Krüppel, die an den Strassen hocken, und darum das fahrende Volk der Gank-

*) Vergl. Carlyle, „Geschichte Friedrichs II.“, und ferner Moll, „Die konträre Sexual-Empfindung“, III. 1

ler und jene missgestalteten Wesen, die durch ihre Hässlichkeit und Monstrosität das wenige Geld verdienen, durch das sie ihr schönheitleeres Leben kümmerlich fristen. Man lese nur, wieviel warme, gütige Liebe aus seinen Zeilen leuchtet und jedes Wort mit wahrhaft christlichem Feuer wärmt, wenn er den alten ‚saltimbanque‘ uns schildert, die Witwen, die Kinder der Armen oder (S. 250) den elenden Strassenreiniger der Grossstadt. Solchen Menschen aber des sexuellen Umgangs mit Krüppeln zu bezichtigen, ist direkt eine Monstrosität! Ich möchte wissen, wer über diesen Priester der Schönheit solch ein ungeheuerliches Gerücht in Umlauf gesetzt hat. Und da v. Kraft-Ebing seine ‚Neuen Forschungen‘ aus dem Buchhandel zurückgezogen hat, so ist es nun Herrn Dr. Dührens Sache, entweder die historischen Quellen für dies Gerücht in weiteren Auflagen seines Buches bekannt zu geben, oder aber den betr. Passus zu tilgen, da er — des bin ich im voraus sicher — nur eine grobe, gemeine Lüge enthält! —

Und nun der ‚Litterat‘, von dem ich sprach. Sagte ich, dass ich auch ihn ‚widerlegen‘ wolle? So habe ich zu viel gesagt. Es ist bezeichnend, dass die Litteraten denn doch nicht so rasch bei der Hand sind, wenn es gilt, sich in Fragen der medizinischen Wissenschaft zu blamieren, wie manche ‚Mediziner‘ selber. — Über ‚die französische Lyrik im neunzehnten Jahrhundert‘ sucht Sigmar Mehring einen Überblick zu geben. Das Buch steht auf denkbar niedrigstem Niveau: Wo die mangelhafte Geistesbildung des Verfassers kein Verständnis mehr zulässt, da beginnt — die Sittlichkeit und die erhabene Ironie. Mehring ist einer von jenen traurigen Helden der Feder, die die Begeisterung abgethan und die unfruchtbarste Scheinkritik an ihre Stelle gesetzt haben. Was ist ihm ein Genie wie Baudelaire? „Eine echte Pariser Grossstadt-pflanze.“ Das kennzeichnet genugsam diesen Buchschreiber. — Dieser also sagt von unserem Dichter: „Mit Überschwang

der Empfindung entfesselt Baudelaire in allen seinen Liedern einen bis zur Todessehnsucht gesteigerten Sinnenrausch.“

„Sinnenrausch“! Das Wort bringt uns wieder zurück auf unser Thema von den Sinnlichkeiten. Wir verfolgten bereits kurz den Weg von der primitiven Sinneswahrnehmung bis zur Genese der ‚Vernunft‘. Erst die Vernunft erschliesst dem Menschen das Universum, oder vielmehr: sie macht es zu seinem Denkgebiete. Denken ist das Aufsuchen ursächlicher Zusammenhänge: — wie der Gebrauch der Vernunft dem Menschen also die Einsicht in die ursächlichen Zusammenhänge der früh gewonnenen Erfahrungsthaten des irdischen Lebens giebt, so sucht der ‚homo sapiens‘, seine Fühler nun auch ins Universum in schauernder Wissensbegier hinausreckend, auch dort nach ‚Kausalität‘. Gewiss hat sich der Kreis seines Wahrnehmungsvermögens — (das heisst jedoch im Grunde immer nur: die Leistungsfähigkeit seiner Sinne!) — langsam geweitet; der Mittelpunkt dieses Kreises ist aber doch immer er selbst geblieben: und so knüpft er denn, ins Weltall witternd, den ersten Kausalnexus schon zwischen sich und dem All. Er knüpft ihn freilich zumeist unbewusst. Bedeutsam ist nun der Analogieschluss, der ihn, von der Erde aufblickend ins Weltall, auf einen Weltenschöpfer schliessen lässt, in Gemässheit der irdischen Erfahrung, dass nichts ohne Ursache wirkt, dass alles Vorhandene geschaffen sein muss. (Der weiteren Frage nach dem Schöpfer dieses ‚Allschöpfers‘ entzieht er sich dann freilich, indem er über den Allschöpfer hinaus plötzlich — die Kausalität aufhebt.)

Wir haben hier keine kritische Religionsphilosophie zu treiben; wir haben einfach festzustellen, dass mit dem Blicke ins All das religiöse Empfinden, mit der Ahnung des Schöpfers der Gotteskult beginnt. Dem Bedürfnis, diesem Kult Ausdruck zu geben, verdankt die Kunst ihr Dasein: Die ‚Technik‘, die sich im

Lebenskampfe entwickelte, wird angewandt zur Erzeugung von Gegenständen, deren einzige Bestimmung es ist, religiös zu wirken. Jede Kunsttechnik ist aber verknüpft mit einem Sinne; — und so hat denn — ich will am Geruchssinn exemplifizieren — folgender Kreislauf sich vollzogen: Der Geruchssinn diente anfangs der Selbst- und der Art-erhaltung, indem er nämlich bei der Ernährung des Individuum beitrug zur Auswahl der Speisen,*) bei seiner Fortpflanzung zur geschlechtlichen Auswahl. Dabei lernte er angenehme und unangenehme Eindrücke kennen. Indem der Mensch nun die Erfahrung machte, dass der Geruchssinn ihm angenehme Eindrücke zu verschaffen im stande ist, suchte er, selbständig um des Angenehmen willen, wohlduftende Pflanzen etc. auf und genoss ihren Duft um jener Lustempfindung willen. Daraus entwickelt sich allmählich die Technik der Parfümeriekunst. Endlich zu jenem Schlusse gekommen, dass er als Geschöpf einem Schöpfer zu huldigen, das heisst: sich ihm wohlgefällig und angenehm zu machen habe, streut er dann diesem Schöpfer Weihrauch und Myrrhen . . . in Häusern, die wiederum für den Gott besonders erbaut sind — während der Mensch früher nur um der Selbsterhaltung willen baute —: und was ich hier vom Geruchssinne darlegte, lässt sich analog an jeder Sinnesbethätigung entwickeln —: Die Sinne haben einen zweiten Zweck von der Vernunft des Menschen zudiktirt erhalten!**)

Erinnern wir uns, dass alle Lebenswahrnehmung den Sinnen zu danken ist, und sahen wir, dass der Menscheng Geist mit seiner Vernunft am Ende tief ins Weltall hinauszufiegen suchte, als dessen Mittelpunkt

*) Vgl. Albrecht von Haller: „Mihī quidem est quam persuasissimum, nullum cibum salubrem esse, qui foetet.“ (Elementae physiologiae, XIV, 3.)

***) Ein in Vorbereitung befindliches Werk: Max Bruns „Sensualität und Existenz“, wird alle diese Dinge ausführlicher behandeln und belegen.

Es kann mir nun nicht in den Sinn kommen, diese getrennten Welten hier versöhnen zu wollen; es wäre das Unterfangen eines Einsichtlosen. Mir liegt es einzig ob, der Welt Baudelaires meinen Leser nahezuführen, der Welt der Sehnsucht, des Allverlangens, der Schönheit-brunst, des Willens zur Vollkommenheit. Baudelaire ist der eminente Künstlergeist, dem es, wie heute unserm unbegriffenen Paul Scheerbart, fest verbürgt ist: Im ganzen All das Höchste ist die Kunst; das grösste Kunstwerk aber ist das Paradies: das ewige Reich des all-umfassenden, träumend schaffenden Geistes!

Des träumend Schaffenden —! In dieser äussersten Empfindung, in der die in Verzückung hingenommenen Mystiker des Mittelalters, in der die Dichter aller Zeiten und Völker mit allen tiefsten Philosophen sich die Hände reichen, in dieser Ahnung, an der der Geist mit stärkerer Inbrunst hängt, als an den scheinbar unumstösslichsten Erweisenheiten, fliesst auch in Baudelaire der Künstler und der Philosoph zu einer einzigen Persönlichkeit zusammen, — und diese Verquickung lässt sich auch sprachlich sehr schön wiedergeben: Dem weichen Träumer, dem „Seher“ wunderbarer Gesichte, gattet sich der herbe, aggressive „Denker“; der Gedanke hilft in seiner rücksichtslosen Kraft das Gesicht zugleich klären und kondensieren; und so erwächst jener fruchtbaren Vereinigung der „Dichter“.

Einem solchen „Dichter“ — der also kein Reimschmied ist, sondern ein Künstler, im Geiste der religiösen Inbrunst gezeugt aus Gesicht und Gedanke — einem solchen Dichter seinen Weg zu bahnen in das gegenwärtige Deutschland, kann trotz aller schon berührten Widrigkeiten und Misslichkeiten doch wohl versucht werden, sollt' ich meinen. Ist dieses Land nicht auch das der Schlaf, Mombert, Scheerbart, Przybyszewski? Und ist es nicht das Land des Novalis?

Novalis! Wem fallen die „Romantiker“ nicht ein: und wem nicht unsre heutige „Neu-Romantik“? Ba-

laire ist also ein „romantischer“ Künstler, und leichtlich möcht' ich nun in den Verdacht geraten können, als wolle ich mit dieser deutschen Ausgabe seiner Werke der „Neu-Romantik“ Proselyten machen. So muss ich nun auch dazu Stellung nehmen.

Die Romantik — auf unsere „Neu-Romantik“ werd' ich bald zurückkommen — ist die litterarische Aera, die am reichsten war an ungenutzten Anregungen, am stärksten gesegnet mit einer Fülle trächtiger Samenkörner, die, von Dornen und Disteln überwuchert, verhindert wurden, sich üppig auszureifen und Blüten und Früchte zu zeitigen. — Man lese die „Fragmente“ des Novalis!

„Freunde, der Boden ist arm; wir müssen reichlichen Samen Ausstreuen, dass uns doch nur mässige Ernten gedeihn!“

All dieser Same, den die grössten Geister der Romantik gestreut haben, ist einem Schosse entsprossen: und der heisst: SEHNSUCHT!

So weit ist alles klar; dem widerstreitet niemand. Aber —: Sehnsucht wonach?! That is the question! Ich hab' es zu Eingang bereits gesagt, worauf sich die Sehnsucht der Romantik richtete: auf das „Jenseitige“, auf das Vollendete! Und die Erkenntnis erfüllte dabei die Künstler der Romantik, dass dieses „Jenseits“ der Erde im Grunde identisch ist mit dem „Geiste“. Daher ein unablässiges Ringen nach Vergeistigung des Menschen —: „Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen. — Wir träumen von Reisen durch das Weltall; ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unseres Geistes kennen wir nicht. Nach innen geht der geheimnisvolle Weg; in uns oder nirgend ist die Ewigkeit. — Nichts ist dem Geist erreichbar als das Unendliche.“ Also Novalis. Aufgabe der irdischen Individualität zum Zwecke der Selbsterkenntnis des Geistes: das ist demnach das Ziel! — „Solange ich dies und das bin oder

dies und das habe, so bin ich nicht alle Dinge noch habe ich alle Dinge; sobald du aber entscheidest, dass du weder dies noch das seiest und habest, so bist du allenthalben; sobald folglich du weder dies noch das bist, so bist du alle Dinge.“ (Meister Eckhart.) — „Wenn du nur einen Augenblick stille halten könntest von deinem eigenen Wollen und Denken, so würde Gott in dir wollen und denken und du würdest sein Wort in deinem Herzen vernehmen.“ (Jakob Böhme.) — Man sieht klar, dass das Wesen jener Religionsphilosophie, die man gemeinhin unter der Bezeichnung ‚Mystik‘ begreift (— sie führt zurück bis auf die alten Weisheitbücher der Inder —) und das Wesen der ‚Romantik‘ in ihrem innersten Geiste durchaus identisch sind. „Die Kunst führt zur religiösen Vertiefung hin.“ sagt John Ruskin. Werden O. J. Bierbaum, Gustav Falke und noch manch andere gefeierte ‚Modernen‘ dem nicht widersprechen? Ist bei ihnen denn von Vertiefung religiösen Empfindens auch das Geringste zu verspüren? Und doch sind sie Künstler; nicht wahr —?! Nein! im Geiste Ruskins sind sie eben keine Künstler! — Und dieser Geist ist der der wahrhaften Romantik. Man kann nun diese Romantik als eine Epoche in der Geschichte der litterarischen Kunst auffassen — das thut ja die Litteratur-Professoren samt und sonders —: man kann aber auch auf dem Standpunkte stehen, dass das tiefste Wesen jeglicher wahren Kunst im letzten Grunde ‚romantisch‘ im dargelegten Sinne ist. Auf diesem Standpunkte standen die grössten Geister der Romantik; also auch Bandelaire.

Sprechen wir nun heutzutage von ‚Neu-Romantik‘, so wird man vernünftigerweise den Sinn dieses Wortes nicht anders erfassen können, als dass sich's darum handelt, das ‚Neue‘, ‚Moderne‘, den etwaigen Fortschritt, den unsere Erkenntnis seit den Tagen der Romantiker gemacht haben möchte, harmonisch zu verquicken und einzufügen in das ‚romantische‘ Empfinden. Ein Neu-

Romantiker in diesem Sinne ist heute aber höchstens Johannes Schlaf; obwohl schon unser Bandelaire die Begriffe ‚romantisch‘ und ‚modern‘ als identisch erklärte!

Romantik ist nur eine Kunst — das heisst: eine Religionsbethätigung! — für ernste, tiefsinnige, kontemplative Naturen. Das erklärt, warum sogar in den Tagen jener litterarischen Aera, die jeder Professor auf den Namen der ‚Romantik‘ tauft, die echte Romantik gar bald überwuchert und ihr reicher, herrlicher Same, wie ich schon sagte, im Keimen erstickt worden ist. Dieses Unkraut, das der Herr dieser Welt unter den Weizen säete, finden wir in jener lyrischen Schule, deren erdwinzige Sehnsüchteleien sich in das Mittelalter zurücklenkten, — nicht, um die ‚âme du moyen-âge dans sa blanche splendeur‘, wie Huysmans sagt, wieder heraufzubeschwören über den inbrunstdurchglühten Büchern der Mystiker, sondern . . . um nach schmachthenden Nonnen, Königstöchtern und melancholisch verfallenem Gemäuer mit — oftmals stark posierter — unwürdiger Sehnsucht auszuspähen.

Es ist nun bezeichnend für die Unklarheit und Verworrenheit des geistigen Lebens unserer Tage, dass man mit einem Fleisse und einem ‚Tiefblick‘, der eines Otto von Leixner würdig wäre, diese gottseidank längst vergessene Pseudo-Romantik heute wieder ausgegraben und zu einer lyrischen Anthologie vereinigt hat, und dass — soweit ich sehe — nur in einer einzigen Kritik die Hohlheit und Wertlosigkeit dieses Buches hervorgehoben ist: von Ricarda Huch nämlich, die — was man von den Herausgebern jener Sammlung also durchaus nicht sagen kann — in den Geist der wahren Romantik eingedrungen ist.

Angesichts solcher ‚Neu-Romantik‘ ist demnach diese deutsche Bandelaire-Ausgabe sogar ‚zeitgemäss‘. Mag sie an ihrem Teile klärend wirken, wie auch die neue Novalis-Ausgabe und der verdeutschte Ruskin — beide im Diederichs'schen Verlage — an ihrem Teile

es thun mögen. Denn gerade Baudelaire ist reich an romantischer Tiefe. Auch ihm wohnt jene *âme du moyen-âge* inne, und mehr als einmal hab' ich in seinen Werken gelesen mit der Empfindung, als säss' ich über die Pergamente eines alten christlichen Mystikers gebengt. Und besonders an manchen Stellen der „Künstlichen Paradiese“ wird man für diese Empfindung jedenfalls Verständnis gewinnen. In diesem Sinne erblicke ich in Baudelaire einen Vorläufer dieses herrlichen Huysmans, der — ein überreich begabter und bis an die Grenze verfeinter Menschengestalt, ganz angefüllt von schrankenloser Kraft und jenem Baudelaire'schen *goût de l'infini* — die äussersten Geniepole menschlicher Inbrunst — den Mystizismus und den Satanismus — mit klarem kritischen Geiste und der Kraft der Keuschheit in machtvoller Synthese in sich zusammenfasste und nach einem erschütternd grossartigen Entwicklungsgange ein endliches unendliches Genügen fand und einen Frieden und ein Ruhegluck, das eben nur dem in sich geeinten starken Künstlergeiste erringbar erscheint.

Das war auch Baudelaires Ringen all sein Leben: Hinauszudringen über die engen Grenzen des Alltags und der beschränkenden Körperlichkeit. Das leuchtet aus dem Glanze dieser grossen, klaren, unvergesslichen Augen, die allein von seinem Genie ein unwiderlegliches Zeugnis geben. Denn das Temperament des Genies — sagt Edgar Poe — mischt sich aus Melancholie, Sensibilität und Enthusiasmus. Und rein erstrahlen die aus Baudelaires Blicken und sprechen von viel Leid und viel unsäglich Sehnsuchtvollen.

Max Bruns.

Charles Baudelaire

Die künstlichen Paradiese

(Opium und Haschisch)